

Sprache als Zweitheimat

Erkenntnisse aus dem Intercity

Fahrt mit dem Intercity Budapest – Stuttgart. Der Zug ist nicht sehr voll. In meinem Abteil leistet mir nur eine junge Dame Gesellschaft, so dass wir beide sozusagen gezwungenermaßen miteinander ins Gespräch kommen; und das entwickelt sich umso schneller und angenehmer, als wir uns fließend auf Deutsch unterhalten können. Wie das so von dem Schnellzug diktiert wird, bleibt es nicht lange beim Blabla des Woher-Wohin, und wir waren noch nicht einmal bei Hegyeshalom, da wusste ich das Wesentliche über den typischen Werdegang einer Szegeder Studentin, die kurz vor der Abschlussprüfung in Germanistik stand. Da sie jedoch noch etwas unsicher war über den weiteren Werdegang, das „danach und so“, gab sie sich noch eine halbjährige Pause, um in Deutschland bei einer befreundeten – oder nur bekannten – Familie etwas ausländischen Wind zu schnuppern. Sie meinte, das tue sie deshalb, weil sie sich noch nicht endgültig entscheiden könne, welchen Beruf mit verlangten Deutschkenntnissen sie nach dem Abschluss ergreifen solle. „Die Chancen sind vielfältig!“, meinte ich. „Ja, doch fast alle schlecht bezahlt.“ Es gäbe die Wahl, außer im Lehrerberuf noch im Fremdenverkehr unterzukommen. Und da wisse einer nicht, was von beidem schlechter bezahlt ist. Warum dann überhaupt eines von beidem, weshalb habe sie im Hauptfach nicht etwas anderes studiert, z.B. Handel oder Industrie, mit vielen Aufstiegsmöglichkeiten bis zur Chefsekretärin? Das wollte sie auf keinen Fall. Es musste etwas mit dem Hauptfach Germanistik sein, denn dazu fühle sie sich schon seit dem Gymnasium hingezogen, nur dabei fühle sie sich wohl – und zuhause.

Soweit sinngemäß das etwa insgesamt zwei-stündige deutsche Intercity-Gespräch mit einer Ungarin! In den langen Schlummerpausen stellte ich mir halb träumend vor, dass so ein Palaver auch auf anderen Strecken, in anderen Himmelsrichtungen – vielleicht sogar auf anderen Kontinenten, mit Deutschstudenten aus Afrika oder Asien – hätte stattfinden können. Kurz, die Assoziationen blieben deutlich in der Vorstellung haften und beschäftigen gelegentlich meine Fantasie mit unendlich vielen Variationen, deren Hauptkonsens eine unumstößliche Erkenntnis beinhaltet, nämlich

die, dass nichts so stark und endgültig dem Menschen eine zweite Heimat bieten kann wie eine Fremdsprache.

Stichwort Kontinuität

Kontinuität, das ist ein wichtiges Stichwort und eine grundsätzliche Lebensqualität beim Erlernen einer zweiten Sprache. Mangelt es daran, kann sogar eine Erstsprache Schaden nehmen. Dazu kann ich ein persönliches Beispiel zitieren: In dem Dorf meiner Geburt erlernte ich die Sprache meiner slawischen – schokatzischen – Umgebung parallel zum Schwäbischen meiner Eltern. Schule und Straße prägten mein Wesen genauso wie das meiner Freunde anderer Nationalität – Serbokroatisch. Dann kam in meinem elften Lebensjahr unsere Internierung in eine reindeutsche Gemeinde – und ich verlernte in dreieinhalb Jahren das zusammenhängende slawische Sprechen und Denken. Dabei blieb es aber nicht: Berufslehre und –schule, danach Studium in wiederum mehrheitlich serbisch sprechender Umgebung, gaben mir das Verlorene für einige Jahre zurück. Die Umsiedlung nach Deutschland und Fortsetzung des Studiums und danach das vollständige Aufgehen im Deutschen bauten auf dem uneinheitlichen Sprachenfundament nach und nach einen neuen Sprachenbau auf, der nur durch entschiedene Kontinuität von Jahr zu Jahr fester und dauerhafter wurde.

Ein zweites wichtiges Element bei dem Bau des Sprachhauses – in dem man sich wohl fühlen möchte – ist die Erweiterung seiner sprachlichen Umgebung. Diese kann durch gedankliche Beschäftigung und schriftliche Artikulation verwirklicht – oder, wie bei mir, wiederhergestellt – werden. Meine Eltern sprachen die sogen. schwäbische Mundart, und für mich waren Ausdrücke wie „kumsch aa pezaaja?“ (kommst auch angeln?) bis zum elften Lebensjahr das Normalste der Welt. Dreißig Jahre in Deutschland verdrängten und verschütteten meinen Heimatdialekt fast vollständig. Restlos schafften sie es nicht, dafür waren die „Karmanadl“ und „Motschuga“, die „Baas“ und die „Godl“ (Fleischpartien vom Schwein, Tante und Taufpatin) zu tief im Bewusstsein eingepägt.

Diese Tatsache selbst kam aber erst sozusagen wieder ans Tageslicht, als ich in der ungarischen Umgebung – also in meiner alten, wieder gefundenen Heimat – auf Schritt und Tritt mit ihr konfrontiert wurde und, ob ich wollte oder nicht, sie wieder beim Beginn des Schreibens meiner Mundart-Bücher „Tes hermr khat“, „So hemr kmacht“ und „So hemr klebt“ aktivierte.



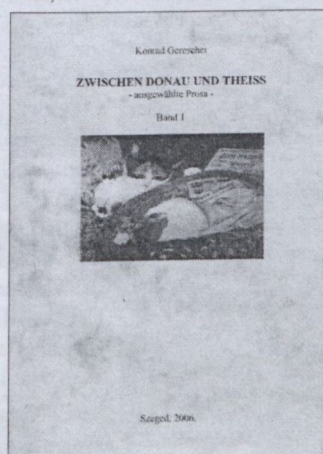
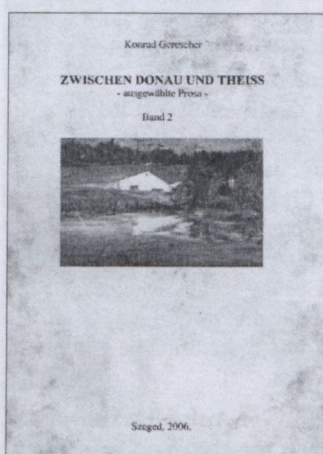
Auf der Künstlertanya in Kömpöc - Prof. Dr. Burkard Schaefer und Frau Hansel (hinten), die Künstlerin Mária Gerescher-Molnár und Konrad Gerescher (vorn).

Mundartseminare

In diese Zeit, den ersten Jahren nach der Wende, fällt auch ein neuerlicher fruchtbringender Kontakt zur ungarischen Deutschlehrerschaft. Die Wiederentdeckung meines Batschkaer, Bereger Dialektes und dessen ausstrahlende Wirkung in meinen Tagesablauf brachte mich in dem Deutsch-Ungarischen Freundeskreis von Szeged, der sich 1991 wieder formiert hatte, zuerst mit Dr. Csaba Földes von der Juhász-Gyula-Hochschule für Lehrerbildung und etwas später mit Prof. Dr. Árpád Bernáth von der JATE zusammen. Wie von selbst ergab sich dadurch die Gelegenheit, über mein Forschungsthema Deutsche und Batschkaer Mundarten zu sprechen. Dr. Bernáth gegenüber empfahl ich mich für „kostenlose Vorlesungen“ bei seinen Studenten. Mit großem Erstaunen erreichte mich einige Wochen später ein Telefonat von Dr. István Hansel mit der Einladung, an seinem Mundart (MA)-Seminar teilzunehmen und evtl. auch selbst etwas vorzutragen. Juhu, wie jauchzte ich innerlich vor Freude! Mein Herzthema an der JATE, da musste ich dabei sein! Freilich merkte ich schon in den ersten Stunden, dass Mundart nicht nur Theorie heißt, sondern vielmehr Feldforschung. Und dazu fehlten jegliche anfänglich unabhkömmliche Finanzmittel und Geräte. Ein Aufruf in unserer Wochenzeitung DER DONAUSCHWABE brachte bald das Nötigste zusammen, so dass der stattliche Kreis interessierter Seminaristen bald in alle MA-Regionen Ungarns ausschwärmen konnte und eine stattliche Zahl von 142 MA-Kassetten voll bewahrenswerten ungarndeutschen Dialektmaterials sammelte (das sich, meines Wissens, heute noch im Besitz von Dr. Hansel befindet und der Aufarbeitung harrt). Wie nebenbei wurde damals auch manche interessante Prüfungsarbeit in MA geschrieben.

Fruchtbringende Bekanntheit

Noch während meiner Teilnahme an den JATE-Seminaren machte ich eine weitere perspektivisch ungemein wertvolle Bekanntheit, die mit Prof. Dr. Burkard Schaefer, dem Dekan der Uni Siegen, der durch den DAAD in Ungarn weilte und eine Vortragsreihe mit



lexikalischen Themen hielt. Ihm zuzuhören und mein Lexikon DONAUSCHWÄBISCH – DEUTSCH zu kreieren war eins. Was in den drei vorangegangenen MA-Büchern an Dialekt-Fachwörtern zusammenkam, konnte ich mit der Systematik von Prof. Schaefer leicht in Lemmataform bringen und kurz erklären, so dass für die Nordbatschka, von Apatin bis Kalotscha, rund 3000 donauschwäbische Begriffe ihre lexikalische Auflistung fanden. Als das Werk 1999 nach siebenjähriger Arbeit fer-

tig war, hatte ich – ehrlich gestanden – von Mundarten genug; und bis heute bringe ich es nicht fertig, nötigste Korrekturen und Ergänzungen in einer zweiten Auflage zu vollziehen. Doch dieser schöpferische Stau auf der einen Seite, brachte auf der anderen einen neuen Fluss in Bewegung: Es ist der, von dem alle Welt fasziniert ist und ihm sogar die mediale Führungsrolle gegenüber der Druckerschwärze voraussetzt – der virtuelle mit dem weltweiten Internet. Dieses Medium entwickelt

sich immer mehr zum Überbau, unter dessen schützendem Dach viel Sprache Heimat und Zuflucht findet.

Internet:
www.deutschforum.szeged.hu
Konrad Gerescher
konrad@jgytf.u-szeged.hu

Doktorin und Fotografin Gespräch mit Dr. Erzsébet Szabó

Frau Szabó, wir freuen uns über Ihren Erfolg, dass Sie 2006 an der Universität Szeged promoviert haben. Lassen Sie uns erfahren, welches Thema Sie in Ihrer Dissertation bearbeitet haben?

Ich habe ein theoretisches Thema behandelt. Vor Jahren waren in Ungarn in vielen Disziplinen Theorien der narrativen Identität sehr populär. Der Grundgedanke dieser Theorien lautet, dass unsere persönliche Identität eine narrative Identität ist: wer wir sind, das bestimmt unsere Lebensgeschichte und zwar genauso, wie wir auch die Fragen „Wer ist Effi Briest?“, „Wer ist der blonde Eckbert?“ usw. mit einer Geschichte beantworten. Ich war zwar damit, was unsere persönliche Identität anbetrifft, nicht einverstanden. Die Identitätsbestimmung fiktionaler Gestalten hat mich aber nachdenklich gemacht. Ich habe angenommen, dass narrative literarische Werke in vieler Hinsicht wie Eigennamen funktionieren. Und wenn das so ist, wenn sie wie Eigennamen funktionieren und zugleich von Gestalten, die mit Eigennamen bezeichnet sind, handeln, dann – so habe ich das gemeint – soll fiktionalen Eigennamen bei dem Verstehen von fiktionalen Werken eine zentrale Rolle zukommen. Das war die Hypothese, von der ich in meiner Dissertation ausgegangen bin.

Was denken Sie, was haben Sie damit der Literaturwissenschaft Neues gegeben?

Das könnte ich vielleicht so formulieren, dass ich zu dem Ergebnis kam, dass narrative literarische Texte spezifische semantische und ethische Gedankenexperimente darstellen. Gedankenexperimente verändern die Welt zumeist nur an einer einzigen Stelle – sie nehmen etwa an, dass das Wasser nicht H₂O, sondern XYZ ist – und überprüfen dann an vielen anderen Stellen, wie sich diese Veränderung auswirken könnte. Sie sind sehr beliebt in den Naturwissenschaften und in der Philosophie: Galilei, Newton, Schrödinger oder Putnam haben sich zur Lösung bestimmter Probleme dieses Mittels bedient. Narrative literarische Texte ähneln ihren Experimenten in vieler Hinsicht, unterscheiden sich aber auch von ihnen.

Sie sind an der Universität Szeged als Fontane-Spezialistin bekannt, aber welche Bereiche und Themen interessieren Sie noch in der Literatur?

Neben Fontane interessieren mich natürlich auch andere Autoren, vor allem Stifter und Kleist, aber auch der junge Goethe, Tieck,

Keller und Handke beschäftigen mich. Das andere Feld, das mich interessiert, ist die Erzähltheorie, vor allem die Beschaffenheit von Erzählungen: was sie sind, wozu sie da sind, wie wir sie verstehen und ähnliche Fragen. Es ist ein sehr komplexes Thema, da Erzählungen überall zu finden sind: nicht nur im Film oder in der Malerei, sie sind bestimmend auch in der Werbung oder in der Medizin. Viele meinen – und davon war schon die Rede – dass es Erzählungen sind, die bestimmen, wer wir sind, und es gibt auch Theorien, wonach



selbst das menschliche Denken narrativ ist. Vor allem interessieren mich natürlich literarische Erzählungen, aber auch dieser weitere Kontext enthält Fragen, die mich beschäftigen.

Sie haben hier in Szeged Germanistik und Hungarologie studiert. Kommt Ihnen jetzt bei Ihrer Tätigkeit das Ungarischstudium zugute?

Ja, natürlich. Und damit meine ich nicht unbedingt das Faktische, dazu an sich braucht man ja kein Universitätsstudium, nur gute Lexika, gute Kollegen oder einen schnellen Internetanschluss. Die Lehrstühle der geisteswissenschaftlichen Fakultät vermitteln – auf der Grundlage der Philosophie – im Wesentlichen den gleichen Gegenstand, d.h. Sprache und Literatur, nur aus dem Blickwinkel unterschiedlicher kultureller- und Denktraditionen. Leider wusste ich das nicht gleich, als ich an die Uni kam, und es verging mehr als ein Jahr, bis ich das Ziel dieser Organisation erkannte und die vielen Überlappungen im Lehrstoff

nicht mehr überflüssig und ärgerlich fand: ich verstand, dass diese Struktur eben das Spezifische geisteswissenschaftlicher Erkenntnis, die Vielzahl möglicher Perspektiven und die Pluralität der Methoden abbildet. Das Doppelstudium bedeutete für mich in erster Linie diese Erfahrung und dann natürlich auch vieles andere, das sich in meine jetzige Tätigkeit, seit 1993 als Lehrende an der Universität, teils bewusst, teils unbewusst eingeflossen hat. Methoden etwa, wie man etwas vermitteln kann oder einfach nur wie man sich in bestimmten Situationen verhält. Ich bin meinen Professoren bis heute sehr dankbar.

Sie sind Gründungsmitglied in der 2001 gegründeten Ungarischen Goethe-Gesellschaft. Womit beschäftigt sich dieser Verein eigentlich?

Nun, dazu kam eher durch Zufall. Die Gesellschaft ist eine literarisch-wissenschaftliche Gesellschaft, sie fördert die Goethe-Forschung in Ungarn, organisiert wissenschaftliche Veranstaltungen, gibt Veröffentlichungen heraus. In Deutschland haben solche literarischen Gesellschaften eine lange Tradition. Sie stellen eine Form der Vergesellschaftung der Menschen, v.a. des Bürgertums dar und bilden ein wichtiges Element im Selbstbild der Deutschen. Die Goethe-Gesellschaft in Weimar, die Schwesterorganisation der ungarischen Gesellschaft, ist einer der ältesten literarischen Vereine. In Ungarn sind die literarischen Gesellschaften aus unterschiedlichen Gründen kaum vertreten, und die es gibt, sind auch anders strukturiert, als in Deutschland. Da die Goethe-Gesellschaft eine mir sympathische Bildungsidee vertritt, freut es mich sehr, Mitglied zu sein.

Sie bieten den Studenten mehrere Kurse an der Uni an. Was halten Sie für wichtig, was ist Ihr Ziel in diesen Kursen?

Nun, ich möchte nicht nur Inhalte vermitteln, sondern vor allem die Fähigkeit der Studenten zum Denken entwickeln. Zeigen, worin wahres Wissen besteht, Methoden vermitteln, wie sie das erwerben können und zeigen, dass begründetes Zweifeln auch zum Denken gehört. Aber damit sage ich nichts Neues, denn das eben ist das klassische Ziel universitärer Lehre.

Warum ich bei der Beantwortung der Frage ein bisschen gezögert habe, hängt damit zusammen, dass sich zur Zeit im universi-